



## Lilienne Erie

### »Wenn wir Vögel wären«

Wir stehen am Fenster. Er hat die Hände flach gegen die Scheibe gepresst. Seine schlanken Finger hinterlassen Abdrücke auf dem polierten Glas. Ich kann die Blicke der anderen im Rücken spüren, doch er hat den Kopf in den Nacken gelegt und späht zum Himmel hinauf.

„Wenn ich ein Vogel wär“, sagt er, „würde ich so hoch fliegen, dass alle Menschen nur noch winzige Punkte wären.“

„Wenn ich ein Vogel wär“, gebe ich zurück, „würde ich irgendwo da oben ein Nest bauen und nie zurückkommen.“

„Wenn wir Vögel wären“, setzt er nach, „dann würden wir zusammen in dem Nest wohnen.“

Nur leider sind wir keine Vögel.

\*\*\*

Dicke weiße Wolken türmten sich über mir am Himmel auf. Zu Tieren, zu Schiffen, zu Burgen. Ich hatte es immer schon gemocht, dem Wolkenspiel dort oben zuzusehen. Vielleicht war ein Teil von mir einfach hoffnungslos romantisch.

Es war einer dieser ersten Tage im Frühling, an denen man nie sagen kann, ob es zu warm oder zu kalt ist. Meine Arme waren mit Kisten beladen, während ich wie ein Schlafwandler ganz selbstverständlich meinen Weg die Straße entlang fand. Erst als ich nach rechts in eine Seitengasse bog, löste ich den Blick vom blauen Himmel über mir.

Und da sah ich ihn. Das Sonnenlicht, das sich in seinem weiß-blonden Haar brach, ließ es noch heller wirken, als es ohnehin war. Kians Eltern kamen aus Schweden, genau wie sein Name. Obwohl er mir den Rücken zugekehrt hatte, wusste ich, dass er die blauesten Augen hatte, die es je gegeben hat. Sie hatten mich in ihren Bann

gezogen, damals schon an der Uni, als ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Kian schien meine Ankunft nicht zu bemerken. Er war zu sehr damit beschäftigt, die Schaufensterscheibe des Cafés, das sich still und heimlich zwischen die Wohnhäuser zu beiden Seiten geschlichen hatte, mit einem Schwamm abzuschrubben.

Ich blieb stehen und ließ den Blick hinauf zur Leuchtreklame wandern, die über Kians Kopf prangte. Colors. Jeder Buchstabe in einer anderen Farbe geschrieben. Das Café war unser kleiner Traum. Seit fast einem Jahr hatte es nun seine Pforten geöffnet. Für Künstler, für Studenten, für alle Freigeister der Stadt. Wir hatten Kaffee, Bagels und eine angenehme Atmosphäre zu bieten – und der Laden lief gut. Es war ein warmes, erfüllendes Gefühl. Wir hatten das Colors und wir hatten uns. Wir hatten alles, was wir brauchten.

Plötzlich stieg mir der scharfe Geruch von Terpentin in die Nase. Hätte ich eine Hand frei gehabt, hätte ich sie mir zugehalten, doch so blieb mir nichts weiter übrig, als den Gestank mit der Luft einzusaugen, die ich zum Atmen brauchte.

„Was machst du da?“, fragte ich mit gequälter Stimme und Kian wirbelte überrascht herum.

„Leon.“

Seine Stimme schwankte leicht. Er warf einen kurzen Blick über die Schulter zum Schaufenster, dann sah er zurück zu mir. Ich konnte die kleine Falte sehen, die sich immer zwischen seine Augenbrauen schlich, wenn er besorgt war. Gemessen an seiner sonst so besonnenen Art war sein Verhalten mehr als verdächtig.

Statt weiter nachzubohren, trat ich zwei Schritte zur Seite und spähte an seiner Schulter vorbei auf den Teil der Scheibe, den sein Rücken vor meinen Blicken verborgen hatte. Ich konnte spüren, wie sich meine Augenbrauen zusammenzogen. Schon wieder. Sie hatten es schon wieder getan.

An der sonst makellos sauberen Scheibe waren trotz Kians Bemühungen, sie zu entfernen, immer noch die Spuren roter Farbe zu sehen.

Der obere Teil der Botschaft war unleserlich verschmiert, doch weiter unten konnte ich die Buchstaben deutlich erkennen.

... kein Platz für Homos!

Die Luft um mich her schien mit einem Mal merkwürdig dünn geworden. Unwillkürlich spähte ich links und rechts die Straße entlang, doch natürlich war von den Tätern keine Spur. Sie mussten heute Nacht gekommen sein, im Schutz der Dunkelheit. Doch der Hass, den sie mit sich getragen hatten, hing noch immer in der Luft.

„Mach mir mal bitte die Tür auf“, hörte ich mich sagen. Meine Stimme klang fern und heiser, beinahe so, als gehörte sie nicht mir. Die Kisten in meinen Armen waren nur eine Ausrede. Es war die Feindseligkeit, die aus den Buchstaben an der Scheibe hervorsickerte, die mich in den Schutz des Cafés trieb. Wie eine Schlinge zog sie sich immer enger, immer fester um meinen Hals.

Ich zählte die Sekunden, bis Kian die Tür aufgeschlossen hatte und sie für mich aufhielt – dann flüchtete ich ins Innere. Die Kisten voller Kräuter und Gemüse ließ ich achtlos im Eingangsbereich stehen. Im Augenwinkel konnte ich sie immer noch sehen: die Fetzen der Botschaft an der Scheibe. Hass in Spiegelschrift.

Kian war mir gefolgt. Behutsam zog er die Tür hinter sich zu. Das kleine Glöckchen an der Decke klingelte sanft. Im Halbdunkel des Gastraums konnte ich sein Gesicht kaum erkennen. Keiner von uns hatte Licht gemacht und die wenigen Sonnenstrahlen, die von schräg oben in die schmale Seitengasse fielen, schienen fast vollständig an den Schaufensterscheiben abzuprallen. Mit einem Mal gab es zwei Welten: die da draußen, die Welt der anderen, und die hier drinnen, unsere Welt.

Kian holte Luft, um etwas zu sagen, doch ich wollte es nicht hören. Mit zwei Schritten war ich bei ihm, drängte ihn mit dem Rücken an die Wand und presste meine Lippen auf seine. Er schmeckte süß – wie schwarzer Tee mit Honig. Ich konnte spüren, wie sich Kians Körper eine Sekunde lang versteifte, doch dann ließ er sich auf mich ein, ließ sich von mir die Worte nehmen, die ihm auf der Zunge gebrannt hatten.

Seine Arme schlangen sich um meinen Rücken, zogen mich näher an sich. Mit der Zunge teilte ich seine Lippen, während meine Hände unter den Saum seines Pullovers krochen. Es war mir gleich, dass er nach Terpentin stank. Ich wollte mich seiner versichern; ich wollte ihn. Jetzt. Hier.

Plötzlich fasste Kian mich bei den Schultern und drückte mich von sich.

„Was ist los?“, fragte ich mit heiserer Stimme und Kian ruckte leicht mit dem Kopf in Richtung Tresen.

„Das Telefon.“

Jetzt hörte ich es auch.

Kian strich sich eine Strähne seines weißblonden Haars aus dem Gesicht, eilte zum Tresen und nahm das Telefon von der Station. „Colors, Kaffee und mehr. Was kann ich für Sie tun? ... Ah, ja. Ja. ... Da kann man nichts machen ... Danke für den Anruf.“

Ein leises Piepen kommentierte das erneute Andocken des Telefons an der Ladestation. Dann wandte sich Kian wieder zu mir um. „Die Autorin für die Lesung heute Abend hat gerade abgesagt.“

Ich ballte die Hände zu Fäusten, bis meine Fingernägel in meine Handflächen schnitten. Das musste ein Alptraum sein.

„Hat sie gesagt, warum?“

„Ihr ist was dazwischen gekommen.“

Ich wusste, dass Kian dasselbe dachte wie ich. Wahrscheinlich hatte man sie eingeschüchtert. Oder sie war zu dem Schluss gekommen, dass eine Lesung in unserem Café ihrem Image nicht gerade zuträglich wäre. Es lief auf dasselbe hinaus.

Irgendwann hatte es sich etabliert, dass wir das Colors einmal im Monat außerhalb der regulären Öffnungszeiten für eine Lesung öffneten. Wir hatten für den Abend heute Reservierungen angenommen und waren fast komplett ausgebucht. Es wäre schlimm genug gewesen, allen Gästen absagen zu müssen, aber wir hatten nicht einmal ihre Telefonnummern notiert.